

Die Mythologie der Neuzeit – ideologisches Hindernis für ein anderes Steuersystem

Wenn man über einen Systemwechsel bei der Besteuerung diskutiert, bekommt man neben den üblichen pragmatischen Einwänden (Wie soll das gegen die organisierten Interessen und angesichts der internationalen Verflechtungen durchzusetzen sein?) einen massiven ideologischen Gegenwind zu spüren. Viele haben Mühe, sich auch nur „im eigenen Kopf“ auf ein solches Konzept einzulassen, selbst wenn ihnen das eine oder andere Argument einleuchtet. Das hat einen schwerwiegenden Grund: Das neue Steuermodell steht im Widerspruch zur überkommenen „Mythologie“ der Neuzeit, zu deren kaum hinterfragten „Wahrheiten“ die folgenden Vorstellungen gehören:

- Arbeit ist ein Übel, technischer Fortschritt befreit die Menschheit von diesem Übel.
- Energie ist der Treibstoff des Fortschritts.
- Handel ist an sich gut, weil alle von ihm profitieren.

Dass solche (und ähnliche) Vorstellungen nur selten klar ausgesprochen werden und zumeist diffus im Hintergrund bleiben, ändert nichts an ihrer Wirksamkeit. Bevor an eine politische Durchsetzbarkeit des neuen Modells auch nur zu denken ist, müssen die ideologischen Vorbehalte fallen.

1. Mehr Technik – weniger Arbeit?

Das neue Steuersystem zielt auf eine Unlenkung des technischen Fortschritts: weg von der forcierten Entwicklung der Arbeitsproduktivität, hin zu einer verstärkten Entwicklung der Energie- und Rohstoffproduktivität bzw. generell der ökologischen Effizienz¹. Was wir an Gütern und Dienstleistungen benötigen, soll nicht mit immer weniger Arbeit, sondern mit immer weniger Verschleiß menschlicher Lebensgrundlagen erzeugt werden. Wird damit aber nicht ein entscheidender Impuls der Neuzeit aufgegeben? Gilt die Vision einer von der Last der Arbeit befreiten Welt nicht mehr? Müssen wir ins „Reich der Notwendigkeit“ zurückkehren, wo wir doch dem „Reich der Freiheit“ schon so nahe waren?

Bevor wir uns mit der neuzeitlichen Vision einer von der Arbeit befreiten Welt auseinandersetzen, sollten wir uns vergegenwärtigen, dass das Idealbild dieser Vision in der jüngsten Zeit irgendwie abhanden gekommen ist. Um die sog. „Freizeitgesellschaft“ ist es still geworden. Nicht das Glück, nicht mehr arbeiten zu müssen, sondern das Unglück, nicht mehr arbeiten zu dürfen, erregt heute die Gemüter. Denn die Entwicklung, wie wir sie im letzten beiden Jahrzehnten unter der beginnenden Globalisierung verschärft erlebt haben, läuft nun wirklich nicht auf eine allgemeine Freizeitgesellschaft hinaus, in der sich alle der Frucht des technischen Fortschritts erfreuen. Vielmehr zeichnet sich ein ganz anderer Prozess ab. Im Zuge verschärfter Konkurrenz benötigt man zunehmend die Überdurchschnittlichen, während man für die Durchschnittlichen, erst recht für die Unterdurchschnittlichen immer weniger Verwendung hat.

¹ Zur Erläuterung: Produktivität bezieht sich nur auf den Wirtschaftsprozess, Effizienz auf den gesamten Lebensvollzug. Hohe Energieproduktivität z.B. bedeutet, dass die Wertschöpfung mit geringem Energieeinsatz, hohe Energieeffizienz, dass die Energiedienstleistung mit geringem Energieeinsatz erbracht wird. Energieproduktivität ist insofern ein Sonderfall der Energieeffizienz, als man Wertschöpfung als eine Form der Energiedienstleistung auffassen kann (neben warmen Wohnräumen, Fortbewegung im Raum usw.).

Eine solche Entwicklung war eigentlich vorauszusehen. Schon 1947 hatte *Norbert Wiener*, der „Vater der Kybernetik“, gesagt: „Stellt man sich die zweite (industrielle) Revolution als abgeschlossen vor, so wird das durchschnittliche menschliche Wesen mit mittelmäßigen oder noch geringeren Kenntnissen nichts zu ‘verkaufen’ haben, was für irgend jemanden das Geld wert wäre“. Genau diese Situation ist eingetreten. Während die Zahl der Dauerarbeitslosen wächst, klagt die Wirtschaft, es fehle an Fachkräften. „Mobilität“ (bis an und sogar über die Grenzen des Zumutbaren) wird von den Arbeitslosen gefordert. „Flexibilität“ ist der Wert der Werte, „lebenslanges Lernen“ die herausfordernde (oder Angst machende) Devise der Stunde. Im Großen und Ganzen unnötige Opfer von Betroffenen, hinausgeworfenes Geld für immer neue Weiterbildungs- und Umschulungsmaßnahmen für Menschen, die die Wirtschaft (so wie sie heute ist) nicht braucht. Das eigentliche Problem wird so nicht gelöst: Die Wirtschaft im globalen Wettbewerb braucht die Fähigkeit und Bereitschaft zu überdurchschnittlicher Leistung, die Gesellschaft besteht aber leider Gottes zum größten Teil aus ganz normalen Menschen.

Schon Mitte der 70er Jahre konnte man wissen, dass die Arbeitslosigkeit in der Industriegesellschaft mit zwingender Logik zunehmen muss, wenn weiterhin die Steigerung der Arbeitsproduktivität als Kernziel und Quintessenz des technischen Fortschritts gilt, d.h. ein Großteil der Anstrengungen von Wissenschaft und Technik daraufhin ausgerichtet ist, Arbeit systematisch wegzurationalisieren, wobei sich für dieses Ziel im Zuge der sog. zweiten industriellen Revolution durch die neue Informations- und Kommunikationstechniken ein neues riesiges Potential auftat. Heute wissen wir zusätzlich: Dieses riesige Potential der „Freisetzung von Arbeit“ wird keineswegs gleichmäßig über die Gesellschaft verteilt. Wer überdurchschnittlich ist, darf sich weiter „totarbeiten“, der Rest wird nicht mehr gebraucht. Und dieser „überflüssige Rest“ werde in absehbarer Zukunft auf 80% anwachsen - sagen einschlägige Experten und Wirtschaftsführer.² 20% der arbeitsfähigen Bevölkerung würden ausreichen, um die Weltwirtschaft auf Hochtouren laufen zu lassen und alles, was sich die Weltgesellschaft leisten könne, zu produzieren. Diese „20:80-Gesellschaft“ ist ein Typ von „Freizeitgesellschaft“, der irgendwie jeder visionäre Glanz abhanden gekommen ist – für die einen wie für die anderen.³ Erschreckend, wie viele Menschen, die heute noch Arbeit haben, diese Arbeit nur noch mit Hilfe von Aufputsch- und/oder Beruhigungsmitteln durchstehen, Konkurrenten durch Mobbing wegbeißen, zu Duckmäusern werden, sich Krankheiten nicht mehr gestatten usw., also praktisch mit allen Mitteln versuchen, nicht in den „überflüssigen Rest“ abzurutschen.

Wenn hier für eine Entwicklungsrichtung plädiert wird, bei der wieder mehr ‘lebendige Arbeit’ Platz hat, während Energieverbrauch, Umweltbelastung, Transport zurückgedrängt werden, so hat das absolut nichts mit Verzicht auf Fortschritt zu tun, im Gegenteil. Es geht um eine Umlenkung von Fortschritt in eine dauerhaft tragfähige Richtung und um ein Fortschrittsbild, das wieder visionären Glanz hat.

² 1995 trafen sich auf Initiative von Gorbatschow in San Francisco 500 „Top-Leute“ aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft zu einem „globalen Braintrust“. Man war sich einig, dass im 21. Jh. nur 20% der arbeitsfähigen Bevölkerung benötigt würden, um die Weltwirtschaft in Schwung zu halten, während die übrigen mit einer „Mischung aus betäubender Unterhaltung und ausreichender Ernährung“ (Brzezinski, der ehemalige Sicherheitsberater von US-Präsident Carter, prägte dafür das griffige Schlagwort „Tittytainment“) bei Laune zu halten seien. Vgl. Martin/Schumann: Die Globalisierungsfalle, Rowohlt, Hamburg, 1998, S.9ff.

³ Diese abgeschmackte, zynische Vision einer durch „Tittytainment“ bei Laune gehaltenen Mehrheit ist sogar noch ein Euphemismus, eine Schönfärberei: vermutlich wird auch nur eine Minderheit in diesen „Genuss“ kommen, während große Mehrheiten bei Fortsetzung des herrschenden Kursus einfach vergessen werden.

Eine schöne Idee von Fortschritt! Was Spaß macht, wird diffamiert. Der höhere Sinn des Lebens liegt in der Arbeit. Sollen sich wieder 100 Mann mit der Schaufel abmühen, wo 1 Bagger eingesetzt werden könnte! Oder lasst uns Gräben ausheben, um sie hinterher wieder zuzuschaukeln! Es wäre doch gelacht, wenn wir die Arbeitslosigkeit nicht besiegen.

Arbeit soll nicht als solche verherrlicht und möglichst massenhaft wieder ins Spiel gebracht werden - nur um weniger Arbeitslose zu haben (und das womöglich nur, damit sich die Staatskassen wieder füllen).

Es geht (erstens) darum, dass 'lebendige Arbeit' nicht länger aufgrund von falscher, unvollständiger Kostenrechnungen und Zusatzbelastungen im Übermaß wegrationalisiert wird.⁴ Wo sich 'lebendige Arbeit' bei Kostenehrlichkeit rechnet, da macht sie Sinn, und da soll sie bleiben und da wird sie bleiben. Es muss keine Arbeit erfunden werden. Es wird sich unter veränderten Kostenbedingungen, 'von allein' ergeben, dass sich an vielen Stellen, wo es heute nicht so ist, der Einsatz von 'lebendiger Arbeit' lohnt.

Und es geht (zweitens) nicht nur um die Menge der Arbeit, sondern um ihre Qualität. Unter den heutigen Bedingungen wird Arbeit ja nicht nur wegrationalisiert, sondern auch immer mehr *durch*rationalisiert. Wird der Kostendruck auf die Arbeit reduziert (und das neue Modell bedeutet eine massive Reduzierung), dann wird auch der Zwang zur Durchrationalisierung geringer. Der Spielraum für die qualitative Entwicklung, für die Humanisierung der Arbeit (zunächst im engeren Sinne; zu einer Ausweitung dieses Begriffs s.u. 4.) würde größer. Es wird also auch unter diesem Aspekt keine sinnlose Arbeit erfunden, sondern Arbeit würde insgesamt sinnvoller, befriedigender, weniger als Maloche empfunden.

Und (drittens) ist der Verdacht, es solle sinnlose Arbeit erfunden werden, schon deshalb abwegig, weil es heute so viele sinnvolle und (im wahrsten Sinne) notwendige Arbeit gibt (man denke nur an den sozialen Bereich), die unter gegenwärtigen Bedingungen nicht bezahlbar ist.

Die alte Vorstellung von der Arbeit als einem Übel der Menschheit, das möglichst weitgehend zu überwinden ist, ist selbst ein Übel. Sie diene (und dient) nicht nur als eine wirkungsvolle ideologische Rechtfertigung für das unablässige Wegrationalisieren von Arbeit, sondern sie hat sich im Zuge der damit verbundenen Durchrationalisierung von Arbeit selbst immer wieder reproduziert: die durchrationalisierte Arbeit bestätigte das negative Bild der Arbeit.⁵ Die Überwindung der Arbeitslosigkeit (und nicht nur sie) erfordert eine Umkehr im herrschenden Arbeitsbild. Wenn man die Arbeitslosigkeit nur deshalb zu überwinden trachtet, weil sie allmählich für die Allgemeinheit unbezahlbar wird, während man im Grunde seines Herzens am alten negativen Bild von Arbeit festhält und sogar alles tut, dass das Bild noch schwärzer wird, muss man sich über die Erfolglosigkeit nicht wundern. Eine solche Vorgehensweise ist schon aufgrund ihrer inneren Widersprüchlichkeit zum Scheitern verurteilt. Veränderungen beginnen im Kopf. Soll die Arbeitslosigkeit überwunden werden, muss erst einmal ein neues, positives Bild von Arbeit entwickelt werden.

Schon allein deshalb erscheint alles, was da heute so offiziell diskutiert, erwogen und den Arbeitssuchenden abverlangt wird, vonseiten der Wirtschaft und ihrer Dienstboten in der Politik, als Absurdität. Das alles trägt dazu bei, dass Arbeit als Zumutung empfunden wird, der man sich resignierend ergibt („Die Hauptsache ein Job, ganz gleich welcher“) oder ausweicht („Besser Schwarzarbeit um die Ecke als jeden Tag 200 km im Auto zur Arbeit“).

⁴ Vgl. „Wir brauchen ein anderes Steuersystem“ und „Ein anderes Sozialsystem“ www.mueller-reissmann.de.

⁵ Die ideologische und strukturelle Selbstverstärkung dieser Arbeitsphilosophie ist genauer beschrieben in: K.F. Müller-Reißmann: Entwicklung der Technik - Überwindung oder Humanisierung der Arbeit?, in: U. E. Simonis (Hg.): Mehr Technik - weniger Arbeit?, C.F. Müller, Karlsruhe 1984, S.110-112

Nicht Genügsamkeit, Verzicht, Opfer sind der Schlüssel zur Lösung des Arbeitslosenproblems. Eine Gesellschaft, die sich mit Maloche, schlechter Bezahlung, wachsender Arbeitsplatzunsicherheit, weiten Wegen zur Arbeit usw. abfindet, gerät immer tiefer in die Arbeitslosigkeit. Nur wenn die Kosten für Arbeit massiv gesenkt und zugleich ein positives Bild vom Wert der Arbeit entwickelt und ihre Humanisierung vorangetrieben wird, besteht Aussicht auf die Lösung des Problems. Nur aus Positivem kommt Positives. Das gilt nicht nur für die Arbeit. Eine Gesellschaft z.B., die sich mit einer Freiheit abspeisen lässt, die in der Wahlfreiheit zwischen (Waren-)Angeboten besteht, versinkt in Bevormundung und Überwachung.

Weil man so leicht missverstanden wird, sage ich noch einmal: So wenig Arbeit an sich ein Übel ist, so wenig ist sie an sich ein Glück. Es geht nicht darum, die Arbeitsproduktivität gezielt zu senken und die Menschen wieder möglichst viel und lange arbeiten zu lassen. Es geht darum, den überdimensionalen Druck auf die Arbeit zu reduzieren, so dass überhaupt wieder Fragen nach der Qualität der Arbeit, menschenfreundliche Arbeitsbedingungen, gerechterer Verteilung, Arbeitszeitverkürzung, „Freizeit in der Arbeit“ usw. ins öffentliche Bewusstsein gelangen können. In den 70er Jahren wurden solche Fragen relativ breit diskutiert. Wer wagt hingegen heute, Humanisierung der Arbeit einzumahnen, wenn er fürchten muss, seinen (inhumanen) Arbeitsplatz einzubüßen?

Heute wird von manchem, der die „Zeichen der Zeit“ erkannt zu haben meint, angesichts der Misere der Arbeitswelt darauf abgehoben, z.B. der ehrenamtlichen Arbeit einen höheren Stellenwert einzuräumen, anstatt dem Verlust der Berufsarbeit nachzutruern. Wenn Menschen weniger in der traditionellen Arbeitswelt arbeiten *wollen* und lieber einer ehrenamtlichen Tätigkeit nachkommen, dann ist dagegen wenig einzuwenden. Wenn in einer nachhaltigen Gesellschaft eines Tages weniger Arbeit zur Erzeugung der gewünschten Einkommen notwendig sein wird, könnte diese Lebensform allgemeingültigen Charakter bekommen. Wenn heute aber, wo Arbeit auf Kosten von Umwelt, Mitwelt und Nachwelt zugunsten einer profitierenden Minderheit ‚wegrationalisiert‘ wird, den Menschen, denen das Selbstbewusstsein wegbricht, weil sie keine Arbeit zu ihrem Broterwerb aus eigener Leistung mehr finden, das Ehrenamt schmackhaft gemacht wird, dann ist das irgendetwas zwischen „gut gemeinter“ Hilfe und Zynismus.

2. Energie - Treibstoff des Fortschritts?

Wie die Diskussion um die sog. Ökosteuer zeigt, wird die Verteuerung der Energie als besonders problematisch für die Wirtschaftsentwicklung angesehen. Auf Erhöhung des Ölpreises reagiert die Börse mit Kursverlusten. Das hängt auch mit der tief verwurzelten Vorstellung von der Energie als Treibstoff des Fortschritts zusammen. Nach dieser Vorstellung ist der Gang des Fortschritts mit einer Abfolge der Nutzung von immer „energiedichteren“ Energiequellen verbunden: zu Beginn war es das Holz, dann kam die Kohle, dann das Erdöl und das Erdgas. Immer mehr Energie macht Fortschritt möglich, ja, Fortschritt ist steigender Energieverbrauch. Mit der Kernenergie verband sich die Vorstellung, die nächste Runde des Fortschritts zu eröffnen.

Wem das heute übertrieben scheint, der sollte sich einmal vergegenwärtigen, mit welcher Vehemenz, ja, Aggressivität in den 70er und 80er Jahren Vertreter der Energiewirtschaft gegen die damals neuen Konzepte der rationellen Energienutzung, gegen die Idee der „Energiequelle Energiesparen“ (*Meyer-Abich*), gegen die Entdeckung des (unerwartet) hohen

Energieeinsparpotentials durch die Studie des Öko-Instituts „Energiewende“⁶ zu Felde gezogen sind. Wer damals nicht daran glauben wollte, dass der Energieverbrauch nur eines kann: steigen, steigen, steigen, der wurde als Spinner oder (wenn er Gehör fand) als gefährlicher Verführer hingestellt. Heute wird zwar die rationelle Energienutzung auch in offiziellen Energiekreisen akzeptiert, aber den meisten will es immer noch nicht so richtig „schmecken“, dass durch eine Steuerreform ausgerechnet die Energie teurer werden soll.

Der Mythos von der „Fortschrittlichkeit eines hohen Energieverbrauchs“ ist längst durch den Ansatz der „Energiewende“ widerlegt. Der Energieeinsatz als solcher macht nicht den Fortschritt aus. Das, was wir möglicherweise am Fortschritt schätzen: Wohlstand, Komfort, Mobilität, warme Wohnungen, warmes Wasser usw., sind *Energiedienstleistungen*. Eine Gesellschaft, die viel Energie einsetzt und daraus wenig Energiedienstleistungen zustande bringt, dürfte nicht sonderlich fortschrittlich sein (wie die ehemaligen Ostblockgesellschaften). Fortschrittlich hingegen ist die „Niedrigenergiegesellschaft“, die ein hohes Wohlstandsniveau mit nur geringem Energieeinsatz erreicht.

Die politische Verteuerung von Energie bedeutet einen Perspektivenwechsel im Fortschrittsbild. Der technische Fortschritt, der seinen Namen verdient, ist nicht der, der nur die Effektivität steigert (möglichst große Effekte in kürzester Zeit, möglichst viel Umsatz ohne Rücksicht auf Verluste, der „Schuss mit der Kanone auf den Spatzen“), sondern der, der die Effizienz steigert, d.h. das Erwünschte mit einem Minimum an Aufwand, Kosten, negativen ‚Nebenwirkungen‘ erbringt. Es ist nicht ein martialischer, sondern ein eleganter Fortschritt. Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist, dass auch sehr viele, die sich in der öffentlichen Diskussion zu Wort melden, Politiker, Journalisten, Fernsehmoderatoren, Kommentatoren, noch nicht einmal den so entscheidenden Unterschied zwischen „Effektivität“ und „Effizienz“ zur Kenntnis genommen haben und beide Worte ständig verwechseln.

Vermutlich hat die Idee, dass es gut ist, wenn Energie möglichst billig ist, noch eine tiefer liegende Verbindung mit einer Besonderheit der neuzeitlichen Mentalität, die man als Aktionismus oder Macher-Mentalität bezeichnen könnte. Es ist der Glaube, dass es besser ist, etwas zu tun, als etwas nicht zu tun. Und dass es deshalb am besten ist, möglichst viel zu tun, möglichst ständig auf irgendeine Weise etwas zu bewegen, irgendwo einzugreifen, einzudringen, etwas auseinander zu nehmen, zu analysieren, sich und die Dinge von einem Ort zum anderen zu bewegen, Täler zu zuschütten und Berge abzutragen usw. usw. Wenn die Wirtschaft „brummt“, der Verkehr „rollt“, die Schloten „rauchen“ (pardon, dieses Bild ist etwas in Verruf geraten) – dann ist das irgendwie schon mal gut. Und Energie – physikalisch die Fähigkeit, Arbeit zu leisten – ist potentielle Aktivität. Je billiger die Energie, desto möglicher sind alle möglichen (auch die unmöglichsten) Aktivitäten. Was kann uns dann hindern, im Sommer Ski zu fahren und im Winter Tomaten zu essen? Billige Energie ist die Voraussetzung dafür, sich nicht groß Gedanken machen zu müssen. Für den Astrophysiker und ökologischen Visionär *Peter Kafka* ist billige Energie die Voraussetzung für die (evolutionsfeindliche) Illusion der Neuzeit, die Welt durch „Machenschaften“ konstruktiv und schnell verbessern zu können.⁷ Billige Energie ist nicht Glück, sondern Unglück für die gesellschaftliche Entwicklung.

⁶ Vgl. Krause/Bossel/Müller-Reißmann: *Energiewende. Wachstum und Wohlstand ohne Erdöl und Uran*, Fischer, Frankfurt/M. 1980

⁷ Vgl. Peter Kafka: *Einfalt und Vielfalt – Über das Wesen der Energie- und Wachstumskrise*, in: Peter Kafka/Heinz Maier-Leibnitz: *Streitbriefe über Kernenergie. Zwei Physiker über Wissenschaft, Fortschritt und die*

Solche Gedanken müssen der neuzeitlichen Mentalität zutiefst fremd, ja, absonderlich vorkommen. Ihr erscheint es als angebrachter, für eine ausreichende Energiebereitstellung politisch Sorge zu tragen als für einen vernünftigen Umgang mit Energie. Alles, was die Energiebereitstellung stützt und schützt, gilt als legitime Aufgabe des Staates. Da hofiert man Länder mit großen Öl- oder Gasreserven (auch wenn dort die Menschenrechte, nein, viel schlimmer: Menschen mit Füßen getreten werden), oder schafft schnelle militärische Eingreiftruppen zur Sicherung der Ölquellen und führt sogar Kriege wie die USA, die alles tut, damit die rapide Förderung von Öl reibungslos funktioniert und ein Überangebot auf dem Markt die Energiepreise niedrig hält. Der Kapitalismus braucht billige Energie, weil er Umsatz braucht.

Es ist schon merkwürdig, dass der so entstehende Preis von denselben Leuten als „marktwirtschaftlicher, ja, als „natürlicher“ Preis angesehen wird, die die Ökosteuer als politische Einflussnahme, als Sünde wider den Geist der Marktwirtschaft verwerfen. Sie sagen, der Staat solle sich nicht einmischen in die Wirtschaft, in Wahrheit lieben sie seine Einmischung über alles, wenn sie ihren Geschäftsinteressen dient.

Wie sehr die Vorstellung verbreitet ist, dass Energie möglichst billig sein muss und ihre Verteuerung eine Katastrophe gleichkommt, wird besonders an der Diskussion über die Benzinpreise deutlich. Hier kann jedermann punkten, wenn er auf die „hohen Benzinpreise“ eine Breitseite abfeuert oder einen Seitenhieb austeilte. In Wahrheit gab es in den letzten Jahrzehnten nie hohe reale Benzinpreise, im Gegenteil: Gemessen an der allgemeinen Entwicklung der Lebenshaltungskosten bzw. der durchschnittlichen Löhne und Einkommen war Benzin immer besonders günstig. Erst in allerjüngster Zeit, wo der Liter Benzin 1,40 bis 1,50 € kostet, erreicht der Benzinpreis wieder das reale Niveau vor der 1. Ölkrise Anfang der 70er Jahre, als der Liter Benzin 60 Pfennige kostete. Seit Jahren spinnen jedoch nicht nur die Autolobby, sondern auch Politiker, Journalisten, ja, sogar Kabarettisten an der Lügenmär vom ach so teuren Benzin.

Anmerkung:

Neben den hier vorgetragenen Gründen für ein grundlegend anderes Steuersystem gibt es eine interessante Überlegung, die speziell das Verhältnis der Faktoren Arbeit und Energie betrifft.⁸ Sog. ökonomische Untersuchungen (bei denen rein quantitative Korrelationen zwischen verschiedenen ökonomischen Größen ermittelt werden) haben ergeben, dass die sog. Produktionselastizität oder Produktionsmächtigkeit, gewissermaßen die Kraft zur Wertschöpfung, beim Faktor Energie je nach Volkswirtschaft drei- bis fünfmal größer ist als beim Faktor Arbeit. Dazu stehen die Kosten in extremem Kontrast: die Faktorkosten der Arbeit (Anteil an den Produktionskosten) sind größenordnungsmäßig 10mal größer als die der Energie. Im Zusammenhang aller Argumente für eine höhere Besteuerung von Energie bei gleichzeitiger Kostenentlastung für die Arbeit kann man diese Sachverhalte als zusätzliches Argument anführen. Das krasse Missverhältnis zwischen Kosten und Produktionsmächtigkeit, bei dem kaum ökonomischer Anreiz zum Energiesparen durch technische Effizienzverbesserungen in der Wirtschaft besteht, muss gemildert werden. Gerade weil Energie eine so hohe Produktionsmächtigkeit hat, sind hier Effizienzverbesserungen so wichtig, um die Energieversorgung der Wirtschaft auch für die Zukunft zu sichern. Für sich genommen kann die größere Produktionsmächtigkeit aber auch zu ganz anderen Argumenten Anlass geben: „Finger weg von der (so produktionsmächtigen) Energie! Kostenerhöhungen sind Gift für die Wirtschaft. Es muss alles getan werden, dass der Wirtschaft möglichst billige Energie reichlich zur Verfügung steht“. Und auf der anderen Seite: „Angesichts dessen, was die Menschen in der Wirtschaft leisten, sind die Löhne viel zu hoch. Und überhaupt: Abgesehen davon, dass es sich

Folgen, Piper, München Zürich, 1982; Peter Kafka: Gegen den Untergang. Schöpfungsprinzip und Beschleunigungskrise, Hanser, München Wien, 1994

⁸ Vgl. R. Kümmel: Energie und Kreativität, Teubner, Leipzig 1998 und D. Lindberger, W. Eichhorn, R. Kümmel: Energie, Innovation und Wirtschaftswachstum, in: Zeitschrift für Energiewirtschaft 25 (2001), S.273-282

betriebswirtschaftlich rechnet, Arbeit wegzurationalisieren, ist es volkswirtschaftlich kein großer Verlust: sie trägt ohnehin wenig zum Wachstum des Bruttosozialprodukts bei“. Irrlichter – mit einem verlockenden Glanz. Meines Erachtens wird der ökonomische Ansatz dem Systemcharakter der Wirtschaft nicht gerecht: der ‚Wert‘ der ‚lebendigen Arbeit‘, die letzten Endes der einzige wertschaffende, kreative, zielsetzende, steuernde, koordinierende Faktor ist, wird verkannt. Und außerdem bleibt dieser Ansatz der herrschenden Wachstumsphilosophie verhaftet und betrachtet wie sie „Wertschöpfung“ rein quantitativ, unkritisch, d.h. ohne Blick auf qualitative Kriterien.

3. Besteuerung des Verkehrs - Soll die Welt wieder größer werden?

Schnelle und billige Verkehrs- und Transportmittel haben den Raum klein gemacht - für Menschen und materielle Objekte (ergänzend dazu haben die billigen neuen Informations- und Kommunikationstechniken die Welt auch für informationelle Objekte klein gemacht). Die räumlichen Entfernungen schrumpfen oder werden fast bedeutungslos, wodurch der Raum gleichsam von seinen natürlichen Hindernissen befreit wird. Die Welt wird zu einem einzigen Wirtschafts- und Erlebnisraum, die „große, weite Welt“ wird zum „globalen Dorf“. Fast einhellig wird dieser Prozess der „Verkleinerung der Welt“ als Fortschritt gefeiert.

Eine wirksame Besteuerung von Verkehr und Transport erscheint vor diesem Hintergrund als absurd, als geplanter Rückschritt. Sollen wir wieder den Raum künstlich größer machen und die Hindernisse, die dank Technik abgebaut werden konnten, politisch wieder aufbauen?

Nun, die Bewegung im Raum wird nicht nur „dank Technik“ erleichtert, sondern weil ein Teil der Verkehrs- und Transportkosten ausgeblendet und von anderen getragen wird. Das ist grundsätzlich nicht in Ordnung und muss nach marktwirtschaftlicher Logik korrigiert werden, denn nur wenn der Markt die Probleme „richtig misst“, „antwortet“ er problemgerecht. Die Argumentation muss nicht wiederholt werden.⁹ Hier fragen wir, aus welchen Gründen bzw. mit welchen Argumenten so unmarktwirtschaftlich gehandelt wurde und wird.

Hier kommt manches zusammen, was die Vorstellung vom Fortschritt als eine Art Überwindung des Raums entstehen lässt: die (vielfach kulturell geförderte) Faszination der Geschwindigkeit, Pioniergeist und der Drang, in unbekannte Gefilde vorzustößen, Reiselust und der Wunsch, fremdartige Kulturen zu erleben, die Möglichkeit, Verwandte und Freunde in der Ferne möglichst oft und bequem besuchen zu können usw. In jüngerer Zeit kommt die Chance hinzu, in einer schöneren Gegend wohnen zu können, als in der, wo man arbeiten muss. (Eine Chance, die sich in allerjüngster Zeit in den Zwang verwandelt, auch an einem weit entfernten Ort Arbeit annehmen zu müssen – was nicht mehr unbedingt als positiv empfunden wird). Von daher erscheint es aus der Sicht des Gemeinwohls berechtigt, Verkehrsmöglichkeiten insgesamt zu fördern. Und bis zu einem gewissen Grad tut es der Staat allein schon dadurch, dass er die Organisation der entsprechenden Infrastruktur in die Hand nimmt, und daran wird und soll sich auch nichts ändern.

Ricardo und der wohltätige Automatismus des Handels

Das wohl wirkungsmächtigste Argument zugunsten der „Verkleinerung“ des Raumes - hier geht es in erster Linie um den Warenverkehr - ist die **Vorstellung vom prinzipiellen wirtschaftlichen Nutzen des Handels**. Der Handel ist die notwendige Voraussetzung dafür, dass die Produkte am jeweils am besten geeigneten (und das heißt ökonomisch: am kostengünstigsten) Ort hergestellt werden können. Dank Handel sind die Menschen nicht gezwungen, all das, was sie brauchen, „vor Ort“ und seinen zufälligen Bedingungen selbst zu

⁹ Vgl. „Wir brauchen ein anderes Steuersystem“

produzieren. Kein Zweifel, das wäre viel teurer. Das hat mit tieferer ökonomischer Weisheit wenig zu tun, es handelt sich um einfache Mathematik. Kein Zweifel (wenn es mit rechten Dingen zugeht), dass es für alle billiger wird, wenn die Produkte an den jeweils optimalen Orten produziert werden. Und dass es umso kostengünstiger wird, je mehr Raum der Handel umgreift. Das kostengünstigste Produkt von Sachsen ist nur ein relatives Optimum, das kostengünstigste von Deutschland ist günstiger, und das global kostengünstigste Produkt ist das absolute Optimum.¹⁰

Bis zum heutigen Tag wird, um den Vorteil des freien Welthandels zu begründen, der englischen Ökonom *David Ricardo* (1772-1823) und sein „Gesetz vom komparativen Kostenvorteil“ bemüht. Es besagt, dass die Länder insgesamt mehr Produkte erzeugen können, wenn jedes Land seine begrenzte Produktivkraft auf die Produkte konzentriert, die es am kostengünstigsten produzieren kann, wobei es nicht nötig ist, dass es für die Länder Produkte gibt, die sie absolut kostengünstiger produzieren können als die anderen, es genügt, um den positiven Gesamteffekt zu erzielen (und das ist der eigentliche Kern des Gesetzes), sich auf seine vergleichsweise (komparativ!) kostengünstigsten Produkte zu konzentrieren.

Diese Aussage ist zunächst richtig und letzten Endes wie gesagt nichts als Mathematik.¹¹ Das wirkliche Leben beginnt bei der Frage, in welcher Weise der durch diese Arbeitsteilung entstandene „Mehrwert“ auf die beteiligten Partner aufgeteilt wird. Und zu dieser Frage sagt das Gesetz von *Ricardo* absolut nichts. Ob tatsächlich alle profitieren, indem sie den Gewinn einigermaßen fair aufteilen, oder vielleicht nur wenige den ganzen Gewinn einstecken, oder einige sogar verlieren, das steht auf einem völlig anderen Blatt. *Ricardo* zeigt lediglich, dass beim Handel zwischen zwei Partner beide bzw. beim Welthandel insgesamt alle profitieren *könnten*. Aber *ob* es tatsächlich passiert und dabei noch einigermaßen gerecht zugeht, das hängt von ganz anderen Faktoren ab. Selbst ohne freien Kapitalverkehr (s.u.) kann man sich leicht - z.B. durch Gewaltandrohung gegenüber einem schwächeren Partner, durch gegenseitiges Ausspielen abhängiger Länder, durch Täuschung bei den Preisverhandlungen usw. - einen Handel vorstellen, bei dem nur eine Seite profitiert.

Das ist das eine. Es gibt einen weiteren Kritikpunkt an einer Argumentation, die sich *heute* auf *Ricardo* beruft. Seine Rechnungen machen nämlich nur Sinn, wenn man z.B. die Annahme trifft - und *Ricardo* hat sie seinerzeit getroffen -, dass die Produktionsfaktoren (vor allem Kapital, aber auch Arbeitskräfte) an die Länder gebunden bleiben und sich nicht frei von Land zu Land bewegen können. Warum? Die *Möglichkeit* des Nutzens für alle Handelspartner setzt voraus, dass eine gewisse Balance des Handels besteht, d.h. dass von allen Handelspartnern die jeweils kostengünstigsten Produkte gekauft und verkauft werden. Von einem einzelnen Kaufakt können selbstverständlich beide Partner profitieren (wenn es fair zugeht), Käuferland wie Verkäuferland – ganz ohne Frage, doch das vorteilhafte Spiel ist rasch zu Ende, wenn ein Land immer nur verkaufen oder nur kaufen will und kein freier Kapitalverkehr möglich ist. Denn in diesem Fall muss die Handelsbilanz ausgeglichen

¹⁰ Dass der ideologisch so hoch angesiedelte „freie Welthandel“ oder „freie Weltmarkt“ in der Praxis lieber als Welthandel mit einer „semipermeablen“ Freiheit betrieben wird (Durchlässigkeit für die Produkte der Reichen, sofern maßgebliche Kräfte daran verdienen - Schranken für die Produkte der Armen, sofern diese die Geschäfte maßgeblicher Kräfte bedrohen), steht auf einem anderen Blatt.

¹¹ *Ricardo* hat das Gesetz ursprünglich an zwei Ländern, England und Portugal, und zwei Produkten, Wein und Tuch, belegt. Portugal kann beide Produkte günstiger produzieren als England, und Wein dabei komparativ besser als Tuch. Wenn sich Portugal auf Wein und England auf Tuch konzentriert, können beide Vorteile erzielen. - Eine hübsche Beispielrechnung für das Gesetz findet sich in dem auch sonst sehr lesenswerten, erhellenden Buch von Franz Groll: *Wie das Kapital die Wirtschaft ruiniert. Der Weg zu einer ökologisch-sozialen Gesellschaft*, Riemann, München, 2004, S. 42-46

werden. Wenn das Kapital hingegen zwischen den Ländern frei beweglich ist, kann es im Extrem passieren, dass das Kapital in die Länder mit den *absolut* kostengünstigsten Bedingungen wandert und alle Produkte dort produziert werden, während die anderen leer ausgehen und nur die (begrenzte) Möglichkeit haben, durch Ausverkauf ihrer Rohstoffe, durch Tourismus, Kredite, wohlthätige Hilfe von außen usw. an das Geld zu kommen, das es zum Einkauf der notwendigen Produkte benötigt. Wer in welchem Maße dann vom „freien Weltmarkt“ profitiert und wer vielleicht nur verliert, kann nur aufgrund einer konkreten Analyse festgestellt werden. Es ist ein Missbrauch des *Ricardo*, so zu tun, als sei ein für alle mal bewiesen, dass „freier Welthandel“ *automatisch* allen Beteiligten nutze, und mit dieser Generalabsolution in der Tasche sich jedes genauere Hinsehen und jede Verantwortung zu ersparen. Man würde *Ricardo* (wenn er denn Ehre verdient) mehr Ehre erweisen, wenn man sich durch seine „Entdeckung“ der theoretischen *Möglichkeit* eines Handels zum gegenseitigen Nutzen (so tiefgründig ist diese Weisheit wie gesagt nicht) angespornt fühlte, sie Wirklichkeit werden zu lassen.

Eine weitere Voraussetzung, die in Ricardos Überlegung implizit steckt, ist, dass jedes Land seine verfügbare Arbeitskraft voll einsetzt, also keine freien Potentiale hat. Nur unter dieser Voraussetzung macht es überhaupt Sinn, sich auf die Produkte zu konzentrieren, die man am kostengünstigsten produzieren kann, und die anderen Produkte anderen Ländern zu überlassen. Wenn aber ein Land eine hohe Arbeitslosigkeit und damit ein großes ungenutztes Potential hat, welches ökonomische Argument soll dann dagegen sprechen, es für die Produktion von Produkten zu nutzen, auch wenn andere Länder diese kostengünstiger herstellen können?

Der Vorteil des Handels und der entsprechenden Spezialisierung (Arbeitsteilung im nationalen oder internationalen Maßstab) basiert nicht nur auf der unterschiedlichen Kostengünstigkeit der Orte (und Länder) für verschiedene Produkte. Es kommt ein weiterer Grund dazu, der Handel und entsprechende Spezialisierung unter Kostengesichtspunkten sinnvoll macht: die sog. „economies of scale“. In großen Serien kann man billiger produzieren. Indem ein Land sich auf die für es kostengünstigste Produktion spezialisiert und für andere Länder mitproduziert, entsteht ein zusätzlicher Kostensenkungseffekt.

Hinzu kommt drittens der Effekt der Konkurrenz. „Freier Welthandel“ bringt auch weit entfernte und unterschiedliche Produzenten in eine Wettbewerbsrelation. Die verschärfte Konkurrenz forciert die Anstrengungen zur Kostensenkung.

Das alles führt jedoch zweifelsohne zur Senkung der Produktionskosten. Aber alle drei Mechanismen zur Senkung der ökonomischen Kosten der Produktion – Arbeitsteilung, große Serien, Konkurrenz – haben einen nichtökonomischen Preis, der nur bis zu einer gewissen Grenze ausgeblendet werden kann. Die Kehrseite der Kostensenkung durch Ausweitung der Konkurrenzräume z.B.: Unter den derzeitigen Bedingungen wird in Ländern mit gefestigtem Sozialsystem, starken Gewerkschaften usw. vor allem die Weg- und Durchrationalisierung der Arbeit forciert, in Ländern mit unterentwickeltem Sozialsystem, schwachen Gewerkschaften usw. vor allem der Druck auf die Arbeitslöhne erhöht. Eine Strategie, bei der man durch immer weiter und großräumiger vorangetriebene Arbeitsteilung, bei der am Ende jedes Land nur noch wenige Produkte selber herstellt, durch immer größere Serien, so dass am Ende die einzelnen Produkte über den ganzen Globus verteilt werden, und durch immer schärfere, weiträumige Konkurrenz die ökonomischen Kosten der Produktion immer weiter und weiter senken zu können glaubt, bei der man also meint, je mehr Handel in der Welt, desto besser, eine solche einseitige ökonomische Strategie wird soziale und ökologische Kosten erzeugen,

die den ökonomischen Nutzen ad absurdum führen. Wie bei allen Dingen gilt auch beim Handel: Wenn etwas gut ist, ist mehr davon nicht unbedingt besser!

Einige der Probleme, die mit einem unkritisch ausgeweiteten „freien Welthandel“ heute konkret verbunden sind, werden im Folgenden behandelt. Wie aus allem Vorangehenden deutlich sein dürfte: Welthandel muss nicht „abgeschafft“, sondern muss seiner übermäßigen Dominanz enthoben werden.

„Freier Welthandel“ garantiert nicht den Nutzen für alle

Das Potential der Kostensenkung – ob aufgrund der Wahl des kostengünstigsten Ortes, ob aufgrund von Arbeitsteilung bzw. der economies of scale, ob aufgrund von Mobilisierung der Anstrengungen durch Wettbewerb - ist wie gesagt unbestreitbar. Aber bereits auf Länderebene kann von einem automatischen Nutzen für *alle* keine Rede sein. Noch fragwürdiger wird es, wenn man die innere Struktur der Länder einbezieht und die Verteilung des Nutzens unter innergesellschaftlicher Gerechtigkeit betrachtet. Ist einem Land wirklich geholfen, wenn z.B. kostengünstig zu produzierende Cash Crops exportiert werden, anstatt auf diesen Flächen Lebensmittel für die einheimische Bevölkerung anzubauen?

Natürlich, würde der Ökonom antworten, der seinen Ricardo gelernt hat: Durch den Verkauf von Tee, Tomaten, Ananas, Rosen usw. kann ein Land viel mehr Lebensmittel auf dem Weltmarkt einkaufen, als es auf den entsprechenden Flächen anbauen könnte.¹²

Doch die entscheidende Frage ist damit nicht beantwortet: Wer sind die Nutznießer des Handels? Werden für den Exporterlös für Tee, Tomaten, Ananas usw. tatsächlich Lebensmittel für breitere Bevölkerungsschichten auf dem Weltmarkt gekauft oder Luxusgüter für städtische Oberschichten? „Für den landlosen brasilianischen Arbeiter, der außerhalb der großen Latifundien an Hunger leidet, ist es unerheblich, ob der benachbarte Grundbesitzer Ananas oder Weizen anbaut. In jedem Fall wird unser Arbeiter nur den kleinsten Teil des Erlöses bekommen“¹³.

Aber sind das nicht zwei völlig verschiedene Dinge - die grundsätzliche Vorteilhaftigkeit des Welthandels und die Verteilung innerhalb eines Landes? Das darf man doch nicht vermengen. Welthandel bleibt sinnvoll, auch wenn seine Früchte heute leider (noch) sehr ungleich verteilt werden. Doch so schieflich-friedlich kann man den heutigen Welthandel nicht von der Gerechtigkeitsfrage trennen.

Die heutige Dominanz des Welthandels bzw. seine unkritische, pauschale Wertschätzung trägt zur Zementierung oder gar Verschärfung ungerechter Verteilungsstrukturen bei. Warum ist das so, dass die Dominanz der Weltmarktes gegenüber kleinräumigeren Märkten die Gewinnchancen weniger verbessert und nicht zu einer breiten Streuung der Gewinnchancen führt? Man kann sich das Wirtschaftssystem als ein Netzwerk von Strömen (an Geld und

¹² Das genau ist seit langem die offizielle Denkweise. Dazu ein Beispiel: „In Sri Lanka werden auf den – für Reisbau weniger geeigneten – Teeflächen Devisen erwirtschaftet, die die Einfuhr der zweieinhalbfachen Reismenge ermöglichen, die heute auf den guten Reisfläche des Landes geerntet wird. In Brasilien ist der Wert der Sojaproduktion je ha mehr als dreimal so hoch wie der von Weizen. In Marokko läßt sich mit den Deviseneinnahmen von einem ha für den Export bestimmter Tomaten eine Weizenmenge kaufen, für die 20 ha Land benötigt würden“ (BML: Futterimporte aus der Dritten Welt. Ursache von Hunger und Überschüssen? In: Kraftfutter, 1986, H.9, S.370f).

¹³ Harrison. P.: Die Dritte Revolution. Antworten auf Bevölkerungsexplosion und Umweltzerstörung, suhrkamp taschenbuch 2571, Frankfurt 1996, S.173f

Waren) mit Knotenpunkten vorstellen, an denen die Prioritäten gesetzt und die Entscheidungen getroffen werden. Wenn relativ viel dezentral, regional oder lokal produziert, gehandelt und verbraucht wird, wenn das Netz also relativ engmaschig ist, dann befinden auch relativ viele Menschen über die Verteilung der Ströme (an Waren und Geld). Wenn das Netz immer weitmaschiger wird, gerät die Kontrolle immer mehr in wenige „große“ Hände, die an den zentralen Knotenpunkten sitzen. Sie haben einen Vorsprung an Macht und Privilegien und nutzen ihn tendenziell, um ihn weiter zu vergrößern. Geld und Waren fließen nicht dorthin, wo sie aufgrund von Mangel am nötigsten wären, sondern dorthin, wo ein gesicherter und rentabler Rückfluss zu erwarten ist. Das bedeutet: die Ströme zwischen den großen Knoten schwellen an und graben sich tiefer ein, während, was noch an kleineren Flüssen existiert, mehr und mehr trocken fällt. Besonders krass zeigt sich diese Verlagerung in vielen sog. Entwicklungsländern: Landflucht auf der einen, Entstehung von Megametropolen von unbeherrschbarer Größe auf der anderen Seite. Alles, was den zentralen Knoten nahe ist, wird wichtiger, alles, was von ihnen entfernt ist, wird unwichtiger, wird zur Peripherie, gerät an den Rand, wird (um so ein beliebtes Soziologenwort zu benutzen) marginalisiert. Das gilt für ganze Regionen, die ungünstig zu den Hauptschlagadern, zu den großen, schnellen Verkehrsnetzen liegen, das gilt für die Slums am Rande der großen Knoten, das gilt für einzelne Menschen, die nicht über die für den globalen Wettbewerb brauchbaren Qualitäten (wie Flexibilität, Belastbarkeit, schnelle Auffassungsgabe, Durchsetzungsfähigkeit usw.) verfügen. In vielen Ländern der Dritten Welt geht die Marginalisierung so weit, dass ganze Regionen vom sog. Mainstream nicht nur vergessen, sondern geradezu für ihn geopfert werden.¹⁴ Aber auch in so reichen Ländern wie den USA hat die Marginalisierung von ganzen Regionen (Detroit!) und Bevölkerungsgruppen (Arme, Obdachlose, junge Farbige in den Vorstädten) ein erschreckendes Ausmaß erreicht. Ja, dieser Prozess der Konzentration auf die ökonomisch interessanten Knoten und Hauptverbindungslinien kann sogar ganze Länder uninteressant machen. Wenn sie im Wettbewerb um die Gunst der Anleger (s.u.) zu weit zurückfallen, gehen die weltweit steigenden Investitions- und Handelsströme an ihnen vorbei. So ist der Anteil Schwarzafrikas am Welthandel und an den Investitionen transnationaler Unternehmen auf 1 Prozent zurückgegangen.

Ganz allgemein kann man sagen: Der wachsende Konkurrenzdruck im globalisierten Wirtschaftssystem begünstigt „ökonomisches Denken“ (das angeblich den harten Sachzwängen Rechnung trägt) und schwächt „soziales Denken“ (bei dem es ja nur um weiche Beliebigkeit geht). Der neue herrschende Tenor ist auch in unserer Gesellschaft zunehmend mit Händen zu greifen. „Soziales“ - schön und gut, wenn man es sich leisten kann, aber wenn nicht, muss es (leider) auch ohne gehen. Der Druck auf Arbeitsplatzsicherheit, Kündigungsschutz, Tarifautonomie usw. und vor allem auf die Löhne nimmt zu.

Hier zeigt sich überdeutlich die Rückwirkung der unkritischen Weltmarktorientierung auf die innere Struktur einer Gesellschaft. Die schöne mathematische Wahrheit, dass die Produktion in der Summe am kostengünstigsten ist, wenn sie an den jeweils kostengünstigsten Orten erfolgt, hat zudem leider einen „kleinen Haken“: Die „Kostengünstigkeit der Orte“, üblicherweise als „Standortvorteil“ bezeichnet, fällt nämlich nicht vom Himmel bzw. beruht nur zu einem Teil auf unabänderlichen natürlichen Gegebenheiten (wie Nähe zu Rohstoffquellen, zu Wasserstraßen, klimatische Vorzüge u.ä.¹⁵), sondern kann vom Menschen

¹⁴ Besonders eindrucksvoll beschreibt die indische Schriftstellerin und Journalistin Arundhati Roy (Die Politik der Macht, btb, München 2002) diesen Prozess im Zusammenhang des Baus großer Wasserkraftwerke in Indien. Es sind nicht Tausende, nicht Hunderttausende, sondern Millionen von Menschen, die aus ihren Lebensräumen vertrieben werden und deren Schicksal nicht „zählt“ (noch nicht einmal in der Statistik).

¹⁵ Die natürlichen Faktoren haben zu Zeiten Ricardos eine wesentlich größere Rolle gespielt als heute.

beeinflusst werden. Ein Ort, wo Arbeiter extrem niedrig bezahlt werden und keinerlei soziale Sicherheit, ökologische Auflagen usw. existieren, ist ein besonders „kostengünstiger Ort“ für die Produktion. Der Nutzen für den Verbraucher in einem reichen Land (wenn er denn überhaupt existiert¹⁶) wird bezahlt mit den niedrigen Löhnen in einem armen Land. Oder mit Umweltzerstörungen dort oder mit dem Fehlen sozialer Sicherheit. Welthandel, der nach den Wunschvorstellungen seiner ideologischen Befürworter einen Wettbewerb auslöst um die wirtschaftlichsten Lösungen, entfacht unter den Bedingungen der kapitalistischen Globalisierung einen **Wettbewerb um die politische Erzeugung besonders kostengünstiger Orte**. In diesem Wettbewerb von „Standorten“ (Städten, Regionen, Ländern) um die Gunst von Investoren siegt (unter denen, die aufgrund von Geographie, Klima, Geschichte usw. eine günstige Ausgangsbasis haben) überspitzt gesagt, wer am unbedenklichsten mit den natürlichen Lebensgrundlagen umgeht und am skrupellosesten Sozialabbau betreibt bzw. „Sozialaufbau“ behindert. An diese Ort wandert das Kapital und schafft Arbeitsplätze (denn dort sind die höchsten Renditen zu erwarten) – damit wird heute schon unverblümt gelockt bzw. gedroht. Die anderen müssen nachziehen, ob sie wollen oder nicht. Am Ende gibt es nur Verlierer (außer bei den Kapitaleignern) – niedrigste soziale und ökologische Standards überall und kein einziger zusätzlicher Arbeitsplatz! Von denen, die ins Abseits geraten ganz zu schweigen (wie z.B. Schwarzafrika). Der „freie Welthandel“ wird so zum Vehikel des Rückschritts. Es sei denn, es entstehen hinreichend starke politische Gegenanstrengungen in allen Ländern und es gelingt, sie zu einem gemeinsamen politischen Projekt einer nichtkapitalistischen, nachhaltigen Globalisierung zusammenzuführen. Ein durch ökologische und soziale Kriterien regulierter und begrenzter Welthandel wäre dann in der Tat eine auch ökonomisch sinnvolle Veranstaltung zum Nutzen aller.

„Freier Welthandel“ macht die Welt auch nicht freier

Ein anderer Problempunkt ist die Abhängigkeit, in die sich ein Land begibt, wenn es sich aus Kostengründen zu sehr spezialisiert. „Wir sind ein reiches Industrieland“, sagte mir ein hochrangiger Vertreter des Bundesverbandes der deutschen Industrie, „wir können uns eine Parklandschaft leisten und uns unsere Nahrungsmittel auf dem Weltmarkt kaufen – von Ländern, die das besser können als wir. Anstatt unsere Landwirtschaft zu subventionieren, sollten wir lieber unsere Anstrengungen auf unsere Stärken konzentrieren und Sorge dafür tragen, dass unsere Industrie international wettbewerbsfähig bleibt“. Aber ist es wirklich vernünftig, sich aus (vielleicht nur aktuellen) Kostengründen seiner Ernährungsbasis zu berauben und das in Jahrhunderten aufgebaute System von Landwirtschaft und Kulturlandschaft preiszugeben?

Wir werden hoffentlich klug genug sein bzw. die politische Kraft besitzen, diesen Fehler nicht zu machen. Was aber mit Entwicklungsländern, die diese Kraft nicht besitzen und die zusehen müssen, wie die einheimische Landwirtschaft, die Eigenversorgung, die regionalen Märkte durch billigere (zudem oft noch subventionierte) Einfuhren aus anderen Ländern kaputt gemacht werden? Und wenn ein Land sich zu verzweifelter Gegenwehr entschließt und Schutzmaßnahmen ergreift, dann werden sofort die Wortkeulen „Protektionismus“ und „Isolationismus“ geschwungen und, wenn die Drohung nicht reicht, dem „Übeltäter“ schmerzhaft Schläge durch Sanktionen zugeteilt. Ein doppelter Hohn, wenn man bedenkt, dass oft von denen die lautesten Vorwürfe erhoben werden, die nichts dabei finden, die

¹⁶ Die Nike-Schuhe, die in den sog. Exportproduktionszentren (EPZ) Südostasiens mit wenigen Cents Arbeitskosten produziert werden, werden trotzdem in den USA für 100 oder 200 \$ verkauft. Schließlich müssen ja die immensen Kosten für den Aufbau und den Erhalt der Marke wieder hereinkommen; vgl. dazu das überaus aufschlussreiche Buch von Naomi Klein: No Logo!, Riemann, München ²2002.

eigenen Exporte zu subventionieren und einst selbst unter dem Schutz von Zöllen ökonomisch stark geworden sind. „Freier Welthandel“ engt den Spielraum der Länder für eine eigenständige, regional angepasste, selbstverantwortliche Politik ein.

„Freier Welthandel“ erhöht die Freiheit der Produktauswahl für die Konsumenten, schränkt aber die Freiheit der Bürger ein, die Produktion zu kontrollieren und nach eigenen Vorstellungen zu gestalten (in Bezug auf Ökologie, Arbeitsbedingungen, Verbraucherschutz usw.).

Ein weiterer Punkt – die Berufs- und Entwicklungschancen der Bürger. Ist es erstrebenswert, dass man z.B. in einem Land, das im Wesentlichen nur in der Fleischproduktion Wettbewerbsvorteile hat, nur noch die Wahl hat, Viehzüchter, Veterinär, Schlachthofarbeiter, Kraftwagenfahrer oder Jurist zu werden?

Die vorbehaltlose Befürwortung von Welthandel und noch mehr Welthandel und immer mehr Welthandel, damit wir so günstig wie möglich einkaufen können, basiert auf einer erbärmlich engen Vorstellung von Wohlstand. Wohlstand ist nicht nur eine in Geld ausdrückbare Größe (Realeinkommen oder Bruttosozialprodukt), sondern ein komplexer Sachverhalt und beinhaltet eine ganze Reihe von Bedingungen. In einem wirklich angemessenen Sinne ist eine Gesellschaft „reich“, in der die ganze Bandbreite der Bedingungen für die Lebens- und Entwicklungsfähigkeit erfüllt ist.

Die unterschlagenen Transportkosten

Bei dieser Kritik an der ideologischen Verklärung des Handels ist ein Punkt noch gar nicht zur Sprache gekommen – ein Punkt, aufgrund dessen zu bezweifeln ist, dass der Handel (wenigstens) rechnerisch immer positiv ist. *Ricardo* hat nämlich etwas ganz Simples nicht berücksichtigt: die Transportkosten. Sind die aber nicht praktisch vernachlässigbar gering, sondern angemessen hoch, d.h. werden dem Transport seine Kosten nach marktwirtschaftlicher Logik zugerechnet, dann bleibt mancher Standortvorteil im wahrsten Sinne des Wortes auf der Strecke. Dann wird der Konkurrenzdruck aus der Ferne geringer und regionale Ökonomien tragfähiger, auch kleinere Kreisläufe wirtschaftlich, lokal angepasste ökologische Lösungen, eigenständige soziale und kulturelle Entwicklungen möglich.

Ricardo ist kein Vorwurf zu machen. Was wusste man vor 200 Jahren z.B. von den Emissionen an Kohlenwasserstoffen und Kohlendioxid, die mit dem Verkehr heute verbunden sind, und dem klimagefährdenden Treibhauseffekt? Und all den anderen (erst heute sichtbar gewordenen) sozialen und ökologischen Kosten eines zu aufgeblähten Welthandels? Doch heute *Ricardo* zur Rechtfertigung des „freien Welthandels“ zu benutzen, ist unverzeihlich. Es ist krasser, blinder, einseitiger Materialismus, der nur die handelbaren Waren und ihre Preise ins Kalkül zieht, nicht aber die von Verkehrswegen zerschnittenen Lebensräume, nicht die elenden Arbeitsverhältnisse von Menschen, nicht die Vernichtung von Existenzen, nicht den Verlust kultureller Vielfalt...

Wenn wir Fortschritt wollen - und das kann nur nachhaltige Entwicklung bedeuten -, dann müssen wir den Mythos der automatischen Wohltätigkeit des Handels auf den Müllhaufen der Geschichte werfen und mit der gesellschaftlichen Subventionierung des Transports aufhören. Angemessene Transportsteuern sind die Voraussetzung dafür, dass Städte, Regionen, ja, ganze Länder nicht länger zu Standorten verkommen, sondern wieder werden dürfen, was sie sein sollen: in erster Linie Lebensräume für Menschen. Lebensräume, in denen naturgegebene Attraktivität, Kunst, Kultur, soziale Spielregeln usw. ihren Zweck in sich selbst

tragen dürfen und nicht als Standortbedingungen für den ökonomischen Wettbewerb instrumentalisiert werden. Eine ausreichende Menge an Handel und Wandel wird es trotzdem geben.

Der Handel und die besondere Qualität

Es gibt außer den Kostengesichtspunkten jedoch noch eine ganz andere Diskussionsebene, wenn es um das Für und Wider des Handels geht. Vielfach kann in einem anderen Land ein Produkt nicht nur kostengünstiger hergestellt werden, sondern auch in besserer Qualität (ein Sachverhalt, den übrigens auch schon *Ricardo* erwähnt). Ob diese nun tatsächlich vorhanden ist oder nur in der Einbildung existiert – wir kennen alle das Phänomen, dass das „fremde“ Produkt, die Ware aus „fernen Ländern“ ein besonderes Flair besitzt (Exoten-Bonus) -, für den Konsumenten liegt hier ein weiterer Vorteil des Handels.

Mehr als die Hälfte des internationalen Handels besteht aus gleichzeitigem Export und Import gleichartiger Güter. Deutsche Autos werden nach Amerika exportiert und amerikanische nach Deutschland. Derartige Handelsaktivitäten sind weder mit dem Gesetz des komparativen Kostenvorteils zu begründen (*Ricardo* kommt allenfalls darin zum Tragen, dass in allen Autos Bauteile aus den gleichen Billiglohnländern enthalten sind), noch mit der objektiv messbaren besseren Qualität. Die gehandelten Produkte sind tatsächlich gleichartig.

Doch was heißt „gleichartig“! Der Clou der neuen Ökonomie besteht ja gerade darin, dass es keine gleichartigen Produkte mehr gibt, sondern nur einzigartige. Und deshalb muss jede Joghurtsorte nach Möglichkeit über den ganzen Globus verbreitet werden. Die vielen Transporte resultieren heute nicht nur aus der unterschiedlichen Kostengünstigkeit der Orte für die verschiedenen Wirtschaftsaktivitäten, sondern auch aus der Tatsache, dass man heute keinem (zahlungskräftigen) Konsumenten an keinem Ort der Welt auch nur ein einziges dieser einzigartigen Produkte vorenthalten darf.

Eine angemessene Verteuerung des Transports hätte einen doppelten Effekt. Es würde sich weder lohnen, Kartoffeln nur zum Waschen von Hamburg nach Norditalien zu fahren, noch Joghurt XY von Hamburg nach München und Joghurt YX von München nach Hamburg.

Globalisierung oder Regionalisierung?

Die Transportsteuer zielt auf die Begrenzung der Konkurrenz (auf keinen Fall auf ihre Abschaffung). Der Dominanz einer fraglos guten, gleichsam Kritikimmunität genießenden, grenzenlosen Konkurrenz wird das Konzept einer *kritischen und begrenzten Konkurrenz* gegenübergestellt.

Konkurrenz muss auf Regionen mit vergleichbaren soziokulturellen und ökologischen Bedingungen beschränkt bleiben, um die eigenständige Lebens- und Entwicklungsfähigkeit der Regionen und damit die Vielfalt der kulturellen Lebensformen, sozialen Strukturen, Lösungsmuster usw. weltweit zu erhalten.

Mit der Verwirklichung von mehr 'Kostenehrlichkeit' - und hier zeigt sich der elementare Charakter dieses Regulativs - ist im Wesentlichen diese Forderung erfüllt: Durch die Verteuerung der Transporte (durch Energie-, Umwelt- und Transportsteuer) werden die Konkurrenzräume kleiner: weiträumige Transporte von Produkten, die auch in der Region erzeugt werden können, lohnen sich weniger. Gleichzeitig werden durch den Abbau der

Lohnsteuer und der sozialen Lohnnebenkosten bei uns die Kosten des Faktors Arbeit gesenkt, so dass der Wettbewerbsvorteil von Ländern mit Niedriglöhnen verringert wird (und diese Länder motiviert werden, sich stärker auf ihre eigenständige, binnenmarktorientierte Entwicklung, zu der höhere Löhne gehören, zu konzentrieren).

Vor allem Produkte, die ständig in großen Mengen benötigt werden und in der Regel in der Nähe des Bedarf produziert werden können (das trifft besonders auf Lebensmittel und Baustoffe und bei entsprechend rationeller Energienutzung auch auf Energieträger zu), werden nicht länger von weit her geholt.

Produkte, die irgendeinen *regionalspezifischen* Charakter tragen - ganz gleich, ob sie aus klimatischen Gründen nur dort produziert werden können (wie z.B. bestimmte exotische Früchte und Gewürze) oder einer nur dort verfügbaren handwerklichen Tradition entsprechen oder aus Gründen besonderer Gefährlichkeit in bestimmte, dafür geeignete Regionen konzentriert werden müssen - werden durch die höheren Transportkosten nur relativ gering getroffen, da es sich bei ihnen in der Regel nicht um Massenprodukte handelt. Sie stehen aufgrund ihrer regionalspezifischen Charakters nicht (oder kaum) in einem Konkurrenzverhältnis zu anderen Regionen. Auf solche 'konkurrenzfreien' Produkte würde sich in einer nachhaltigen Marktwirtschaft der interregionale und internationale Warenverkehr im Wesentlichen konzentrieren.¹⁷

Die Konkurrenz wäre im Wesentlichen ein innerregionaler Vorgang. Sie würde die regionale Entwicklung stimulieren, ihre Eigenart und Selbsterhaltungsfähigkeit stärken, lokal angepasste, ökologische Lösungen (was besonders bei der Lebensmittelerzeugung von elementarer Bedeutung ist) vorantreiben. Nicht nur jede Region für sich würde ihre Lebens- und Entwicklungsfähigkeit stärken, sondern in der Bewahrung und Entwicklung der Vielfalt der Regionen würde zugleich die Wandlungsfähigkeit der Menschheit als Ganzes als eine Grundbedingung von Nachhaltigkeit gewährleistet.

Hier muss man aufpassen, dass dieses Kriterium (weiträumigen Handel im Wesentlichen auf 'konkurrenzfreie Produkte' zu beschränken) nicht unterlaufen wird. Denn darin besteht ja gerade die Masche der neuen Ökonomie, durch entsprechende Marken- und Imagebildung gleichsam 'virtuell konkurrenzfreie Produkte' zu kreieren. Die Anbieter wählen klugerweise, statt sich im Preis zu unterbieten, diese Strategie, um sich voneinander abzuheben und den Preisvergleich zu erschweren, wenn nicht überhaupt unmöglich zu machen.¹⁸ Hier gibt es eigentlich nur eine Lösung: die Reklame, die allein in der Lage ist, die sachliche Substanz der Produkte bis zur Unkenntlichkeit zu übertünchen, hat in einer nachhaltigen Marktwirtschaft keinen Platz.

4. Ein anderer Fortschritt – Humanisierung der Arbeit statt Abschaffung

Wir brauchen ein neues Bild von Fortschritt. Auch hinter diesem steht selbstverständlich eine bestimmte Mythologie, ein Welt- und Menschenbild, Axiome, Glaubensinhalte, Sinngebungen, eine „voranalytische Vision“, Ideologie oder wie immer man es nennen mag:

¹⁷ Zu einer ganz ähnlichen Einschätzung der Warenströme innerhalb einer zukünftigen, nachhaltigen Gesellschaft kommt Hartmut Bossel: Globale Wende, Droemer, München 1998, S.210ff

¹⁸ Dieser Prozess ist lange vor der Beschreibung der „Erlebnisökonomie“ durch Gerhard Schulze: Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt/New York 1992 im Wesentlichen schon bei Binswanger/Frisch/Nutzinger u.a.: Arbeit ohne Umweltzerstörung, S.Fischer, Frankfurt 1983, S.213 dargestellt.

Im Unterschied zum Tier weiß der Mensch um seine koevolutionäre Einbindung in die Schöpfung. Er weiß, dass er ein Teil des Ganzen ist, das er durch sein Verhalten schädigen oder fördern kann. Sich diesem Tatbestand (zunehmend) zu stellen und ihm auch in praktischer Hinsicht zu entsprechen, kann als Herausforderung zur Humanisierung des Menschen begriffen werden. Noch haben wir diese Aufgabe nicht wirklich angenommen. Noch begnügen wir uns z.B. mit technischen Systemen, die nach dem Prinzip „Kanone auf Spatzen“ funktionieren: Sie erreichen zwar ihren Hauptzweck - aber mit jeder Menge 'Nebenwirkungen'. Eine Energieversorgung z.B., die in Jahren so viel Energie verbraucht, wie in Millionen Jahren entstanden ist, und die die natürlichen Lebensgrundlagen des Menschen gefährdet, eine Klimaänderung heraufbeschwört, deren Folgen unbeherrschbar sein könnten, und ein Wirtschaftssystem, das ohne solche Belastungen und Risiken offensichtlich nicht funktioniert, ein Versorgungssystem, das die ganze Welt mit hin- und herflutenden überdimensionalen Warenströmen überzieht – das sind doch klägliche Zerrbilder dessen, was in einer menschlichen Entwicklung stecken könnte. Technischer Fortschritt, der seinen Namen verdient, wäre eine Entwicklung, die uns Verfahren an die Hand gibt, unsere eigene Lebenserhaltung und Selbstverwirklichung so zu realisieren, dass andere (andere Kulturen, andere Lebewesen, nach uns lebende Generationen) dadurch (zumindest) nicht geschädigt werden. **Technischer Fortschritt wäre ein Prozess fortschreitender Humanisierung menschlicher Arbeit.** Technischer Fortschritt wäre keine Veranstaltung des Menschen, um die Herrschaft über die Natur zu erlangen oder um sich von der Natur zu emanzipieren oder um die ‚lebendige Arbeit‘ in der Maschine zu ‚objektivieren‘ und den Menschen vom Übel der Arbeit zu befreien, sondern um eine nachhaltige Existenzweise für den Menschen in und mit der Natur zu ermöglichen. Technischer Fortschritt würde so Teil eines umfassenden Fortschrittsprozesses der Menschheit. Die ökologische Landwirtschaft ist ein Beispiel für eine Technologie, die diesem Ideal nahe kommt.

Unser heutiges Steuersystem ist angesichts einer solchen Vision ein Anachronismus. Es verstößt in einem ganz elementaren Sinn gegen das Leitprinzip der Nachhaltigkeit. Das heutige Steuersystem behindert, indem es die Arbeit staatlicherseits verteuert, ausgerechnet den Faktor menschlicher Daseinserhaltung und -entwicklung, dessen Einsatz durch die heutige Generation den Einsatz durch zukünftige Generationen in keiner Weise schmälert. Denn die ‚lebendige Arbeit‘ steht jeder Generation zur Verfügung; die **Arbeit** ist gewissermaßen die unerschöpfliche Quelle des Reichtums, **die „erneuerbare Ressource schlechthin“.**

Das heutige Steuersystem begünstigt und erleichtert, indem es die Umweltbeanspruchung staatlicherseits indirekt verbilligt, ausgerechnet die Belastung und Verschwendung von nicht-erneuerbaren Ressourcen (von den Bodenschätzen bis zum Boden selbst), von Quellen, die, wenn sie von der jetzt lebenden Generation ausgebeutet und geschädigt werden, zukünftigen Generationen nicht mehr oder nur eingeschränkt zur Verfügung stehen. Unsere Gesellschaft lebt auf Kosten ihrer Zukunft, aber sie ist bislang nicht geneigt, die herrschende Orientierung grundsätzlich in Frage zu stellen. Das ganze Ausmaß des Widersinns zeigt sich aber erst darin, dass sie sich dabei selbst in eine immer weniger befriedigende und beherrschbare Situation manövriert. Die Quellen, die brachliegen (die Millionen Arbeitslose), werden ein immer größeres menschliches und soziales Problem. Die Gesellschaft, die die Chancen zukünftiger Generationen schmälert, bleibt auch für sich selbst weit hinter ihren eigenen Möglichkeiten zurück.

